

Wer waren die Kelten?

I. Die Kelten auf dem Festland

Um es vorweg zu nehmen: es ist einfacher zu sagen, wer die Kelten nicht waren. Sie waren mit Gewissheit kein Volk, keine ethnische Einheit. Sie marschierten auch nicht aus den vorderasiatischen Steppen auf der Alpennordseite in Europa ein, um ihre Sprache und Kultur zu verbreiten, wie uns manche Schulbücher und populären Filme noch immer glauben machen wollen.

Erschwerend ist der Umstand, dass diejenigen, die vor über 2500 Jahren „Kelten“ genannt wurden, keine Selbstdarstellungen hinterließen, wie etwa Griechen oder Römer, die sich als Mitglieder ihres jeweiligen Staatsgebildes verewigten, als Bürger von Athen etwa, oder des *imperium romanum*. Fürs erste gab es keinen keltischen Staat und fürs zweite kam bei den Kelten Schriftliches nur in Ausnahmefällen vor. Sie konnten sehr wohl schreiben, pflegten aber keine Schriftkultur.

Dass wir bis zu einem gewissen Grad über die frühen Kelten Bescheid wissen, haben wir den klassischen Geographen und Geschichtsschreibern zu verdanken, die seit den letzten Jahren des 6. vorchristlichen Jahrhunderts ihre Nachbarn im Norden zu beobachten begannen. Sie verfolgten, wie eisenzeitliche Stämme ihre Siedlungsbereiche immer weiter ausdehnten, bis sie, Mitte des dritten Jahrhunderts, auf einem Streifen quer über die Landkarte Europas ansässig waren: Von Portugal bis in die Türkei, von den Britischen Inseln bis Norditalien.

Erst rund 1000 Jahre nach dem ersten erhaltenen Zitat über die Kelten, äußern sich Kelten direkt zu sich selbst. Aber es handelt sich nicht mehr um Vertreter vom Festland, die ihre Überlieferungen, ihre Weltanschauung und Lebensumstände beschreiben. Nicht nur ein zeitlicher Abstand trennt sie von den erwähnten Nachbarn der klassischen Völker, sondern auch ein geografischer: es sind die inzwischen christianisierten Iren der grünen Insel. Stutzig macht, dass die Bewohner der Britischen Inseln von den klassischen Völkern nie als „Kelten“ apostrophiert worden sind. Und das, obwohl das Mittelmeergebiet seit dem Zinnhandel der Bronzezeit mit dem Westen Europas Kontakt pflegte und u.a. sowohl ein Caesar (100-44 v. Chr.), als auch ein Tacitus (55-116 n. Chr.) auf die Ähnlichkeit zwischen dem Gallischen und dem Britannischen hinwies.

Die Beobachtung der beiden berühmten Römer ließ sich, wie sich allerdings erst im 16./17. Jahrhundert herausstellte, sollte auch wissenschaftlich nachweisen. Die ersten systematischen Vergleiche zwischen gallisch und gäl-

schen (schottischen), bzw. walisischen Texten, die Sprachforscher wie sie der Schotte George Buchanan (1506-1582) oder der Walisier, Edward Lhwyd (1660-1709) durchführten, machen deutlich, dass Gallisch mit dem heutigen Gälisch (Schottlands), Irisch, Walisisch, Bretonisch sowie Manx und Kornisch verwandt ist. Natürlich weisen diese Sprachen auch untereinander Gemeinsamkeiten auf. Sie wurden unter dem Etikett „keltische Sprachen“ zusammengebündelt. Heute wird nicht nur selbstverständlich von „festlandkeltisch“ und „inselkeltisch“, sondern auch von „Festlandkelten“ und „Inselkelten“ gesprochen.

Doch zurück zu den Römern und Griechen. Sie wiesen den „Keltói“, „Celtae“, „Galli“ oder „Galati“, wie sie sie nannten, mit typisch klassischem Kulturdünkel die Rolle der Barbaren zu. Immerhin, muss diesen Fremden eine gewisse kulturelle Eigenständigkeit zugestanden worden sein, sonst hätte es ja keiner eigenen Benennung bedurft.

Trotzdem bewahrte dies die Kelten am Ende des 2. Jahrhunderts nicht davor mit den Germanen in einen Topf geworfen zu werden. Bei den ersten Zusammenstößen mit den Kimbern und Teutonen kannte die klassische Welt noch keinen Sammelbegriff „Germanen“. Marodierende, blonde, hochgewachsene Barbaren gingen eben seit Menschengedenken unter „Kelten“, jetzt sah sie sich einfach einer noch blonderen, noch größeren Variante gegenüber. Erst Caesar sollte sich eingehend mit den germanischen Stämmen befassen und die Unterschiede zwischen Galliern und Germanen herausarbeiten. Die Griechen blieben weiterhin bei ihrem Irrtum: der Suebenfürst Ariovist, z.B. ist für sie ein Kelte.

Chronologisch ist der Grieche Hekataios von Milet (zweite Hälfte des 6. Jh.) der erste überlieferte Autor, der die Kelten erwähnte und angab, dass sie um 500 v. Chr. im Hinterland von Marseille, dem damaligen Massilia, siedelten. Ihre Nachbarn waren die Ligurier. Es könnte sein, dass er diesen Sachverhalt aus eigener Anschauung kannte. Im Zusammenhang damit erwähnte er zwei weitere Städte, Narbon, das heutige Narbonne, und das nicht näher definierte Nyrax, von dem die britische Keltologin Miranda Green annimmt, dass es sich um die antike Stadt Noreia im heutigen Österreich handle. Stimmt das, würde sich fürs 5. Jh. ein Siedlungsgebiet von den Alpen bis praktisch an den Fuss der Pyrenäen abzeichnen.

Der römische Dichter Rufus Festus Avienus, der gegen Ende des vierten nachchristlichen Jahrhunderts lebte, griff wohl an die neun Jahrhunderte später zum Stilus, aber seine *ora maritima* dürfte auf Grund seiner Quellen aus der

Mitte des 6. oder des 5. Jh. – einen noch früheren Zustand beschreiben. Nach ihm hätten die Kelten die Ligurer aus deren nördlichen Siedlungsgebieten gegen Spanien geschoben, was bedeutet, dass sie selbst Spanien noch nicht erreicht hätten, aber in dieser Richtung unterwegs waren.

In diesem Werk, wie auch z.B. bei Diodorus Siculus finden sich neben nicht identifizierten Namen u.a. auch solche für Irland, Schottland, oder die Orkney-Inseln, die Pytheas von Massilia überliefert haben soll, der im 4. Jh. v. Chr. die Britischen Inseln einmal ganz umschiffte. Die Namen müssen natürlich älter sein als sein Bericht.



Hervorzuheben sind zwei Zitate aus Herodot (5. Jh. v. Chr.), der sich u.a. an Hekataios v. Milet orientierend, festhält, dass die Donau im Lande der Kelten, unweit der Stadt Pyrene entspringe und dass die Kelten mit Ausnahme der Kyneten, (in Südspanien ansässige Stämme), das westlichste Volk Europas seien.

„Pyrene“ hat durch seinen Gleichklang mit „Pyrenäen“ seit der Antike für Verwirrung gesorgt, aber dem „Vater der Geschichte“ wird wohl kaum der Lapsus unterlaufen sein die Donau in den Pyrenäen entspringen zu lassen, statt beim heutigen Donaueschingen aus den zwei, notabene, erkeltischen Bächen, Breg und Brigach.

Möglicherweise war „Pyrene“ das Ergebnis eines Versuchs eine fremde Lautfolge an etwas Geläufiges anzugleichen, eine universale Methode, die in jeder Kolonialpolitik eine Rolle spielt: Anschauungsmaterial in Fülle liefern die zweisprachigen Ortsnamenschilder und Wegweiser der heutigen keltischen Länder, besonders Irland.

Seit die letzte Grabung am Fuße der Heuneburg Siedlungsspuren von einem Ausmaß zu Tage gebracht haben, das sogar einem Griechen Hochachtung vor einer solchen Stadt abgenötigt hätte, dürfte es - keine hundert Km östlich der Donauquelle - eine ernst zu nehmende Kandidatin für „Pyrene“ geben.

Solange die Kelten „weit weg“ waren und die klassische Welt sie vage mit einem der Barbarenvölker hinter den Alpen verband, genügten ihr Angaben dieser Art. Als Kelten dann aber Ende des 5. Jh. in Italien auftauchten, wurden sie Gegenstand des allgemeinen Interesses: kein Fürst, kein Politiker, kein

Feldherr, kein Bürger konnte sie mehr ignorieren, weil sie sich als Söldner anwerben ließen, sich mit den etruskischen Städten anlegten und in Oberitalien ansässig wurden.

Spätestens die Eroberung Roms, anfangs des 4. Jh., sicherte ihnen einen Platz in der mediterranen Geschichtsschreibung und hinterließ eine aus Neugier und Grauen gemischte Faszination mit diesem kriegsbesessenen, wilden Gegner, der Heim, Herd, Land und Kultur bedrohte. Dabei bleibt nicht aus, dass Gerüchte und Verallgemeinerungen das Bild bestimmen.

Den in die Türkei eingewanderten Galater verliehen sie z.B. wahlweise den aus der Odyssee bekannten, blutrünstigen Zyklopen, Polyphem und die Nymphe Galatea oder den Halbgott Herakles, die bildgewordene Körperkraft und eine schöne, gallische Königstochter als Ahnen. Hartnäckig hielt sich auch die Behauptung, König Philip II von Mazedonien, der Vater von Alexander dem Großen, sei mit einem keltischen Dolch ermordet worden.

Die beiden Philosophen, Plato (427-347) und Aristoteles (gest. 384), bescheinigen den Kelten zwar Heldenmut auf Grund ihrer sprichwörtlichen Furchtlosigkeit, sparen jedoch nicht mit Kritik. Während sie der eine als übermäßige Weintrinker verewigt - einen nationalen Zug, den sie anscheinend mit Skythen, Persern und Karthagern teilten - hält sie der andere ihrer Tollkühnheit wegen für verrückt oder wenigstens intelligenzmäßig beschränkt. Ihnen, die weder Erdbeben noch Blitz scheuten, und als Mutprobe die steigende Meeresflut mit dem Schwert bekämpften, so dass dabei mehr umkamen als in einer Schlacht, habe die Fähigkeit gemangelt, eine Gefahr als solche überhaupt zu erkennen. Autoren, wie der Dichter Kallimachos sprechen ihnen radikal jeden logischen Gedanken ab.

Seit sie Alexander den Großen vor den Kopf stießen, indem sie behaupteten, nichts zu fürchten, außer dass ihnen der Himmel auf den Kopf fallen könne, galten sie als überhebliche Prahler. Dass sich ausgerechnet Griechen über ihren Wankelmut und den Hang zur Homosexualität aufhielten ist interessant: Vorwürfe dieser Art waren sonst an deren Adresse gerichtet.

Mit späteren Autoren kommt eine differenziertere Bewertung hinzu, da sie Kelten aus eigener Anschauung kannten oder aus ehemaligen Keltengebieten stammten. Cato d. Ältere (234-149 v. Chr.) z.B. kannte Celtae oder Galli aus Norditalien und hielt sie für tapfer und scharfsinnig: ein Volk, das mit der gleichen Leidenschaft kämpfte wie es argumentierte.

Polybios von Magalopolis (200-118 v. Chr.) war Grieche, verbrachte aber mehr als die Hälfte seines Lebens in Rom und war vorwiegend an der römischen Geschichte interessiert. Er reiste z.B. eigens in die Alpen, um herauszufinden über welchen Pass Hannibal 218 v. Chr. die Alpen überschritten hatte. Dabei kam er mit Kelten von diesseits und jenseits der Alpen in Kontakt.

Als griechischer Intellektueller sah er in ihnen grundsätzlich eine Gefahr für jede Zivilisation. Nach ihm sind sie ein unbeständiger Haufen, unfähig vorauszuplanen, ohne richtigen Zusammenhalt. Immerhin macht er ihr unstetes Wan-

derleben ohne feste staatliche Organisation dafür verantwortlich. Ihre Lebensumstände skizzierte er als äußerst primitiv - kahle Strohhütten ohne Möbel, die Bewohner schlafen auf dem bloßen Fußboden - und entdeckt keine nennenswerten handwerklichen, künstlerischen oder intellektuellen Errungenschaften bei ihnen. Dies widerspricht eindeutig den archäologischen Funden vom Südrand der Alpen im 2. vorchristlichen Jahrhundert.

Polybios gehörte einerseits zu jenen, die dafür sorgten, dass der *furor gallicus*, die an Panik grenzende Furcht der klassischen Völker vor den Kelten oder Galliern, bis weit nach deren endgültiger Unterwerfung durch Rom bei der kleinsten Provokation wieder hochwallte. Andererseits verraten Kampfszenen, z.B. während der hochdramatischen Schlacht von Talamon (225 v. Chr.) unwillkürliche Hochachtung für den eher in die Sage als in die Geschichte passenden Heroismus der Gaesaten: Elitetruppen, die sich in wilder Raserei, nackt, in die Waffen der Feinde stürzten.

Nicht nur Einzelszenen, sondern ein ganzer kulturhistorischer Bilderbogen, legte der aus Syrien stammende Universalgelehrte und Stoiker, Poseidonius von Apameia, (135-51 v. Chr.) mit seinen Geschichten der klassischen Welt vor. Er engagierte sich als erster in regelrechter Feldforschung in der Gallia Narbonensis, dem freien Gallien, in Spanien und möglicherweise auch Britannien.

Er sieht von einer offen tendenziösen Beschreibung ab und schildert mit einer gewissen Systematik neben Sitten und Bräuchen den keltischen Menschen mit seinen Stärken und Schwächen, seine Ehrlichkeit, Tapferkeit, Grosszügigkeit, Gastfreundschaft, seinen Hang zum Religiös-Spirituellen, sowie seine Unberechenbarkeit, Unbeherrschtheit, vor allem was Alkohol anbetraf, seine Reizbarkeit, Arroganz, prahlerische Eitelkeit, Ehrsucht und Grausamkeit. Aus dem nur als Fragment erhaltenen Original schöpfen glücklicherweise viele antike Schriftsteller; sowohl Diodorus Siculus, „aus Sizilien“ (gest. 21 v. Chr.) als auch der aus Kleinasien stammende Geograph Strabon (64-19 v. Chr.) legten es ihren Keltenkapiteln zu Grunde; der eine in seiner Weltgeschichte von vierzig Büchern, der andere in seiner siebzehnbändigen Erdbeschreibung. Beide behielten Poseidonios' ethnographischen Ansatz bei. Es handelte sich um die längsten, zusammenhängenden Texte dieser Art, die von Aussehen und Kleidung über Gesellschaft, Handwerk, Kriegskunst, bis zu Moral und Religion alle Bereiche anschneiden und unter besonderer Berücksichtigung von Gallien auch Britannien mit einbeziehen.

Aus dem Wust von Kommentaren im letzten vorchristlichen und in den nachchristlichen Jahrhunderten können nur einige Besonderheiten herausgegriffen werden, wie z.B. Caesars „Gallischen Krieg“ von 52/51 v. Chr. Caius Julius Caesar (100-44 v. Chr.) dürfte als gebildeter Römer nicht nur seinen Poseidonius gut gekannt, sondern auch sein Grundwissen über die Kelten daraus bezogen haben, bevor er sich mit Ibero-Kelten, Galliern und Britanniern einließ. Praktische Erfahrungen sammelte er als Statthalter in Spanien, auf seinen Feldzügen kreuz und quer durch Gallien und seinen Expeditionen nach England.

Gewiss ist er ein hervorragender Beobachter der fremden Lebensweise, der viele neue Fakten über die keltischen Völker weitergibt, aber er ist ein noch viel besserer Diplomat und Politiker. „De bello gallico“ ist ein Bericht über die Unterwerfung Galliens, die Rechtfertigung seines an sich illegalen Vorgehens vor dem römischen Senat und Volk, was sich natürlich, in seinen Keltenportraits niederschlägt: Hier hochstehende, kultivierte Freunde - jene nämlich, die den Suprematsanspruch Roms fraglos hinnahmen - da edle Feinde, wie Vercingetorix, die dem, in einem tragischen Irrtum befangen Gallien den römischen Schutz vorenthalten, und heimtückische, bündnisbrechende, aufständische Chaoten, die es nicht zu schätzen wissen, dass Rom sie in seinem Großmut zu ihrem eigenen Besten unter seiner starken Hand einigen will. Überall jedoch skizzierte er einen fast übermenschlich tapferen, gefährlichen Feind, der im Endeffekt die Klugheit und Taktik des römischen Feldherrn zur Geltung bringt.

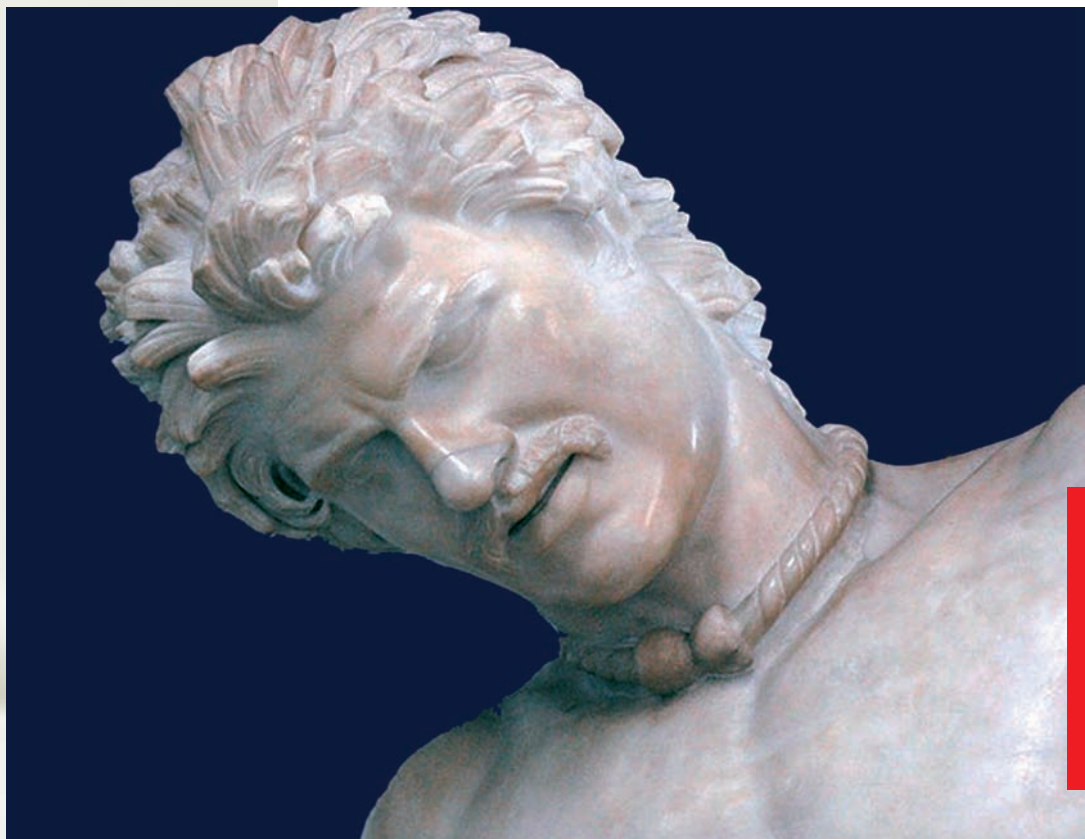
Von der Materialfülle her ist Titus Livius (59 v. Chr. – 17 n. Chr.) aus Norditalien zu nennen. Sein Monumentalwerk „Ab urbe condita“ ist solide, römische Geschichtsschreibung, die z.B. jeden Waffengang zwischen den Römern und den Kelten Oberitaliens nachzeichnet.

Mit Pompeius Trogus (Ende des 1. Jh. v. Chr.), vom Stamme der Vokontier aus der Gallia Narbonnensis, spricht ein Kelte direkt zu uns. Leider ist sein Werk nur bruchstückhaft erhalten. Während die Druiden, die keltischen Gelehrten - für die einen mystisch verklärte Philosophen, für die anderen ränkeschmiedende Staatsfeinde - gerne diskutiert werden, kommt das Thema „Götter“ selten vor. Der Dichter Marcus Annaeus Lukan (39 n. Chr. - 65 n. Chr.) greift es in der Weise auf, dass die Kelten als ein vor an grauerregenden Orten verehrten, blutrünstigen Göttern zitterndes Volk dastehen.

Cornelius Tacitus (55-116 n. Chr.) fungierte als Biograph seines Schwiegervaters, Julius Agricola, dem Eroberer Britanniens und überlieferte solch hochdramatische Ereignisse wie die Eroberung der Insel Anglesey, der Hochburg der Druiden in Nordwales, 60 n. Chr., bei der sich das römische Heer einer Horde britischer Krieger gegenüber sah, die von Druiden mit weithin hallenden Verfluchungen gegen die Eindringlinge angespornt wurden, während furienhafte Weiber den Feind mit Verwünschungen überschütteten.

Es darf nicht übergangen werden, dass parallel zum „kriegerischen Barbaren“ - manchmal auch von ein und demselben Schriftsteller - ein weiteres Stereotyp verbreitet wurde: das vom unverdorbenen, freiheitsliebenden, im Einklang mit der Natur lebenden, hochspirituellen, edlen Wilden, ein Bild, das, wie wir spätestens seit Jean-Jaques Rousseau wissen, zivilisationsmüde, vom Materialismus angeekelte, romantisierende Intellektuelle gerne entwerfen.

Tacitus macht da keine Ausnahme. So legt er z.B. dem kaledonischen König Calgacus vor dem Endkampf am Mons Graupius, 84 n. Chr., eine Rede in den Mund, die in ihrer anti-imperialistischen, anti-materialistischen, dem Schutz der Umwelt verschriebenen Aussagekraft jedem modernen *Indian chief* alle Ehre machen würde. Tacitus, über den Wandel der Werte bestürzt hält dieses Keltenideal hoch, um seiner eigenen Gesellschaft den Spiegel vorzuhalten. Er nimmt damit so manchen unserer Zeitgenossen voraus, der die heutige über-technisierte unsere Grundlagen gefährdende, vermaterialisierte Lebensweise ablehnt und in den Kelten ein Leitbild findet, das seiner alternativen Weltanschauung entspricht.



Abgesehen von der Körpergröße, der Hellhäutigkeit und Blauäugigkeit, setzten die keltische Haar- und Bartracht die klassischen Lockenträger, Kurzgeschorenen und abgesehen von Greisen, Wohlrasierten, in Erstaunen. Nach Diodorus Siculus schmierten sich die Gallier „Kalkwasser“, Tünche, ins Haar und strichen es von Stirn und Seiten zurück, was ihnen den Anschein von „Satyrnen und Panen“ verlieh. Nicht nur wurde dadurch die ohnehin blonde Kopfzier noch heller - weiß - sondern stand igelartig vom Kopf ab, ähnlich wie heute bei einem Punk. Möglicherweise trug jedoch hauptsächlich der Krieger diese Haartracht - sie kommt bereits auf einer etruskischen Vase aus dem 4. Jh. vor, auf der zwei solche Igelköpfe in eine Kampfszene verwickelt sind - da sie die Träger wohl noch grösser und grimmiger erscheinen ließ. Helme, besonders mit Haubenzier, zielen ja auf dieselbe Wirkung ab. Eine solche Frisur dürfte allerdings das Tragen eines Helms zum vornherein ausgeschlossen haben.

Odiodorus berichtet weiter, manche Kelten seinen glattrasiert, andere ließen sich kurze Bärte, anscheinend auch Backenbärte, wachsen, während die Vornehmen auf jeden Fall den Schnurrbart stehen ließen, was beim Essen und Trinken nicht ganz problemlos war. Da er über den Mund hing verfangen sich zuweilen die Speisen in dem dichten Gewirr und jeder Schluck wurde durchsiebt. In ernsterer Absicht überträgt die Schule von Pergamon die physischen Züge der Kelten auf Marmor. Sie stellt Vertreter der Galater dar, jener Stämme, die ab 287/86 zwar Land um Ankara zugeteilt bekommen hatten, die aber wegen dessen Kargheit noch ein weiteres halbes Jahrhundert den Westen Kleinasien plündernd durchzogen, bis sie Attalus I von Pergamon in mehreren Schlachten vernichtend schlug. Zum Andenken an den hart errungenen Sieg ließ er nach 228 v. Chr. auf der Akropolis von Pergamon ein Monument errichten, wovon einige Figuren überdauert haben. Die berühmteste ist „der sterbende Gallier“, eigentlich Galater, (heute im Museo Capitolino/Rom) ein Keltenkrieger, der tödlich verwundet auf sein Ende wartet. Der goldene Halsring und der dicke Schnurrbart weisen ihn als keinen gemeinen Mann aus. Er ist in den besten Jahren: der mächtige, makellose nackte Körper ist noch immer angespannt im vergeblichen Versuch sich zu erheben und weiter zu kämpfen. Der Kopf mit dem dichten, mit Kalk versteiften Schopf und den kräftigen Gesichtszügen ist geneigt, der Blick unter der vor Schmerz gefurchten Stirn richtet sich zur Erde. Die Lippen sind leicht geöffnet, weil der Atem schon mühsam geht, die Nase schmal, das Kinn energisch. Das ist alles andere als das Portrait eines plumphen Barbaren. Ebenso wenig trifft dies auf die fast so bekannte Gruppe aus demselben Denkmal zu: „Der Gallier und sein Weib“.

Sie zeigt einen in die Enge getriebenen keltischen Krieger, der eher Selbstmord begeht als als Sklave zu enden. Seiner Frau erspart er dieses Schicksal, indem er ihr mit demselben Schwert, das er sich oberhalb des Herzens in die Brust zu stoßen im Begriffe ist, die Kehle durchgeschnitten hat. Sie ist in die Knie gesunken und wird vor dem Vornüberfallen dadurch bewahrt, dass er ihren linken Arm noch fest umfaßt. Mann und Frau besitzen starke, wohlgeform-

te, muskulöse Körper, dasselbe volle, kräftige, kurze Haar und dieselben großflächigen, aber edlen Gesichtszüge; beide vermitteln eine bereits vom Tod gezeichnete Würde. Auch wenn die klassischen Völker die Kelten fürchteten und mit wenigen Ausnahmen als ihnen weit unterlegen betrachteten, ihrem toten Feind versagten sie ihre Achtung nicht.

Soweit das Bild, das sich Römer und Griechen nach ihren eigenen Wertmaßstäben von demjenigen machten, die sie als „Kelten“ bezeichneten. Eine der Wirklichkeit näher kommende Darstellung, vermag die Archäologie zu geben, indem sie Artefakte eisenzeitlicher Stämme verschiedener Epochen mit dazu nimmt. Funde lassen Rückschlüsse auf Gesellschaftsgefüge, das Leben von Bauern, Handwerkern, Händlern, Kriegern, quer durch Europa, im besten Fall sogar auf deren Religion und Gedankenwelt zu. In der nächsten Ausgabe wollen wir also sehen, was die Archäologie zur Frage „Wer waren die Kelten?“ beizutragen haben.

Sylvia Botheroyd



Aus der Feder von
irland-journal-Menschen

Dia daoibh! Sylvia is ainm dom. Tá mé I mo chónaí í mBochum sa Ghearmáin agus múinim an Ghaeilge san Ollscoil Ruhr ...

Wem diese Zeilen spanisch vorkommen, täuscht sich – sie sind auf Irisch: Hallo! Mein Name ist Sylvia, ich wohne in Bochum, in Deutschland und ich unterrichte Irisch an der Ruhr-Universität.

Nein, ich bin nicht Irin und habe keine irische Urgroßmutter wie mein Mann, Paul F. Botheroyd. Ich bin Mitte der Sechzigerjahre rein zufällig nach Irland gekommen. Seit meiner Grundschulzeit galt mein ganzes Interesse den Kelten. Sehr jung und natürlich ohne Internet, wurde mir erst im Nationalmuseum, Dublin klar, dass sich die La Tène-Kultur auch auf der grünen Insel ausgebreitet hatte und dass die irische Sprache zu den keltischen zählt. Ich beschloss, sie zu lernen und mich intensiv mit der irischen Kultur zu befassen.

Was dabei herauskam? Eine Reihe Bücher mit keltischen Themen und wenn möglich mit einem Reiseanteil zu keltischen Orten und über 25 Jahre Irisch-Unterricht, dankenswerterweise über Jahrzehnte hinweg vom damaligen Direktor des Zentrums für gesprochenes Irisch der Universität Cork, Pól Ruiséal, betreut und seit acht Jahren von der irischen Regierung gefördert, die uns in ihr CISTE-Programm aufgenommen hat. Letzteres finanziert nicht nur drei Module: Irisch I (Sprache und Kultur), Irisch II und III (Sprache) und Irisch IV (Sprache und Kultur zur Examensvorbereitung). Das Beste ist: Es erlaubt auch einen jährlichen Aufenthalt für ausgewählte Studierende aller Stufen in einem Gaeltacht (irischsprachiges Gebiet) mit Unterricht durch eine Muttersprachlerin, um Land, Leute, Kultur und Sprache hautnah zu erleben.